

Strukturell angefragt: Volkskirche in ländlichen Räumen

„Kirche in ländlichen Räumen“ hat sich als Thema innerhalb der EKD und der Gliedkirchen längst etabliert. Konstatierte Kai Hansen vor acht Jahren¹ noch, dass sie „eher am Rande des Interesses steh[t]“, so wirkt diese Aussage heute anachronistisch. Warum gibt es diese neue Aufmerksamkeit für ländliche Räume? Ein wesentlicher Grund dürfte in der sich verschlechternden strukturellen Lage zu suchen sein. Durch den Rückgang der Kirchenmitglieder² erweisen sich die herkömmlichen Versorgungsstrukturen als zu groß bzw. zu klein.

Durch den organisatorischen Druck werden strukturelle Reaktionen provoziert. Im Wesentlichen besteht das Maßnahmenpaket dann aus drei Faktoren: Regionalisierung, Zentralisierung, Stärkung des Ehrenamtes.

Regionalisierung. Nicht mehr die Parochie ist die bevorzugte Gestaltungsgröße von Kirche, sondern die Region. Was Gemeinden nicht mehr einzeln „anbieten“ können, teilt man sich auf.

Strukturelle Veränderungen in der Fläche sind mit Zentralisierungsbestrebungen verbunden. Die Verwaltung wird so effizienter, billiger und überschaubarer. Manche Angebote müssen nicht mehr überall, sondern nur noch an Unter- oder Mittelzentren vorgehalten werden.

Landkreise und Kommunen folgen übrigens ähnlichen Logiken und greifen auf dieselben Antworten zurück.³ Der Maßnahmenkatalog, der z.B. in der „Cottbuser Er-

klärung von 2004“ vorgeschlagen wird, enthält neben Zentralisierung und Regionalisierung auch das Element, dass in kirchlichen Kontexten immer wieder auftaucht: Das bürgerschaftliche Engagement. Der Ehrenamtliche soll den Rückzug der Institution aus peripheren Regionen wenigstens teilweise kompensieren.

Kirche, Staat, Dienstleister: sie alle stehen in der Fläche vor den gleichen Herausforderungen. Deshalb ist es unumgänglich, mit lokalen Akteuren, mit Kommunen, mit Regionalplanern zu kooperieren und sich zu vernetzen. Zumal es eine weitere Ähnlichkeit gibt, die sich allerdings erst dem interpretierenden Blick offenbart:

Ähnlich wie das gängige Demokratie- und Staatsverständnis in entlegenen Regionen angefragt wird⁴, so gerät dort auch einer der Eckpfeiler volkskirchlicher Identität ins Wanken: die parochiale Verfasstheit und mit ihr die flächendeckende Präsenz von Kirche. Der gesellschaftliche Normalfall

einer Kirchenmitgliedschaft wird eben nicht nur durch den kleiner werdenden Prozentsatz der evangelischen Christen angefragt, sondern auch durch „weiße Flecken“ auf der Landkarte. Und auf die gehen wir in manch peripheren Regionen bereits zu; es sind zum Teil schon „perforierte“ Gegenden. Weniger die inhaltlichen Anfragen fordern zu neuem Nachdenken heraus, sondern ein formaler Druck, der allerdings eminent ekklesiologische Implikationen aufweist.

THEOLOGISCHE WEICHEN- STELLUNGEN

Denn im Kern verbirgt sich hinter der Thematik nicht nur die organisatorische Frage, wie sich Kirche kleiner bewerkstelligen lässt. Weitreichender und spannender ist die Frage, ob sich darin eine andere Kirche einstellt bzw. entwickelt. Wie könnte eine solche Kirche, in der die institutionelle Stütze vom Stand- zum Spielbein wird, aussehen? Welches Bild entsteht vor dem inneren Auge, wenn man dorthin ländliche Kirche in 50 Jahren projiziert? Eine Schlüsselfrage, die zuerst beantwortet werden sollte, bevor man hektische Reformschritte einleitet.

Denn Anpassung selbst kann keine ausreichende Antwort sein. Sie macht bald erneute Anpassung nötig: Die Richtung ist vorprogrammiert. Sie verlängert Konzepte der Vergangenheit in eine bescheidenere Zukunft. Dagegen sollten rechtzeitig neue Konzepte probiert und ggf. verstetigt werden.

» Wie könnte eine solche Kirche, in der die institutionelle Stütze vom Stand- zum Spielbein wird, aussehen? Welches Bild entsteht vor dem inneren Auge, wenn man dorthin ländliche Kirche in 50 Jahren projiziert? «

Strukturen werden so nicht an das Heute, sondern an das verheißene Morgen angepasst. Doch um eine andere Kirchenform auch nur zu denken, muss man in einen grundlegenden Verständigungsprozess darüber eintreten, was Kirche eigentlich ist, welche Funktion und Mission sie hat.

Dies geschieht in der staatlichen Daseinsvorsorge ganz ähnlich. Wenn man hier neue Ansätze entwickeln will, fragt man funktional bzw. nicht nach Input- sondern

Outputkriterien. Z.B. sind dann nicht Mindestklassengrößen das Gestaltungsdogma von Schulen, sondern die Funktion von Schulbildung überhaupt. Wie kann sie gegebenenfalls anders gewährleistet werden?, so die fundamentale Frage, die auch in kirchlichen Gestaltungsdebatten immer stärker auftauchen wird.

Diese Denkweise impliziert allerdings auch, dass strukturelle Entscheidungen letztlich theologische Entscheidungen sind. Schizophren ist es anzunehmen, dass die leidigen Diskussionen darum nichts mit dem Kerngeschäft zu tun haben.

Doch wohin sollen die Weichen gestellt werden? Zum „Regionalen“ oder „Lokalen“? In welche Richtung sollte man z.B. diese Spannung aufheben? Das EKD-Zentrum „Mission in der Region“ ermutigt, hier falsche Alternativen zu vermeiden: Warum, so fragen die Referenten in ihrem Regionpapier⁵, kann die Identifikation mit dem Loka-

len nicht in die Stärke der Region einfließen? Kirche Jesu Christi wird wegen ihrer konkreten Form immer lokal sein, was freilich nicht mit parochial verwechselt werden darf. Konkrete Gemeinde vor Ort besitzt die Intelligenz und Sensibilität für den Kontext. Das macht sie fast unschlagbar – gerade in post-modernen Zusammenhängen, wo Wahrheit nicht nur als zeitgebundene Größe, sondern als ortsgebundene Größe erscheint. Aber als lokale Kirche bildet sie nur den kleinsten Baustein der Kirche, bleibt also immer auf das geografisch und konfessionell Größere bezogen – auf die Region, den Kirchenkreis und die ökumenische Vielfalt der ganzen Welt. Sonst spaltet sie sich ab (secare) und wird nicht nur dem Namen nach zur „Sekte“.

DOPPELSTRATEGIE: VIELFALT IM REGIONALEN NETZ LOKAL PROFILIEREN

Diese Überlegungen münden in einer Doppelstrategie: lokale Differenzen und Profilierungen stärken – weil die Gemeinden vor Ort eine unersetzbare Intelligenz besitzen – aber sie in ein gut funktionierendes regionales Netz einbetten, das weitet, ergänzt, korrigiert und trägt. Damit muss Kirche aber Vielfalt und Buntheit wollen – und sie nicht als Bedrohung für die innere Einheit sehen. Der Zwang, alles an allen Orten zur gleichen Zeit vorzuhalten, scheint hier nicht nur anachronistisch, sondern auch lähmend.

» Diese Überlegungen münden in einer Doppelstrategie: lokale Differenzen und Profilierungen stärken – weil die Gemeinden vor Ort eine unersetzbare Intelligenz besitzen – aber sie in ein gut funktionierendes regionales Netz einbetten «

Das heißt zweitens, dass auch in den Angeboten der Kirche und Lebensformen des Glaubens mehr Vielfalt wünschenswert wäre. Auch hier plädiere ich für ein funktionales Denken: Wenn die Zusammenkunft der Christen dazu dient, auf den Herrn zu hören und ihn zu loben, dann ist es doch relativ egal, wie viele kommen, wo sie sich treffen, welche Instrumente sie begleiten und welcher Agenda sie folgen. Diese formalen Fragen sind adiaphora und sollten

von den Gegebenheiten und Anforderungen des Ortes bestimmt werden.

Schließlich sollte sich die Öffnung auch auf das Verkündigungsamt beziehen. Hier ist eine größere Flexibilität zu wünschen, gerade was die gewachsenen Selbstverständlichkeiten angeht: Wohnsitzzwang und Anstellung bei der Kirchengemeinde. Warum ist nicht eine Anstellung auf Kirchenkreisebene umsetzbar? Eine Konzentration der PfarrerInnen an manchen Orten würde nicht nur zu einer Bündelung fachlicher

Kompetenzen, sondern auch zu einer geistlichen Verdichtung führen. Damit könnte einer künftigen Problematik begegnet werden, die hier noch gar nicht berührt wurde: Wie lassen sich ländliche Pfarrstellen in völlig überdehnten Strukturen attraktiv darstellen?

Im Ernstnehmen des Priestertums aller Getauften benötigen wir daneben ein entschlosseneres Zugehen auf zweite, dritte

und vierte Wege in das Amt der Verkündigung. Die Integration und Partizipation Ehrenamtlicher ist eine Überlebensfrage für „Kirche in peripheren Regionen“. Dabei dürfen nicht nur Aufgaben delegiert, sondern auch Kompetenzen übertragen werden. Eine Studie über bürgerschaftliches Engagement in der dünn besiedelten Uckermark resümiert: „Sollen die Bürger ... in Zukunft stärker eigenverantwortlich und in Ergänzung zu kommunalen Aufgaben agieren, müssen ihnen vermehrt rechtliche und finanzielle Handlungsspielräume eingeräumt werden. ‚Alibibeteiligung‘ sollte vermieden werden, denn Partizipation ohne Mitbestimmung lähmt die Freude am Engagement.“⁶

Wahrscheinlich muss das Votum für Pluralität und Flexibilität wohl darin münden, das Solidaritätsprinzip in der Fläche zu relativieren: Es kann nicht mehr an allen Orten institutionell gestütztes Christentum „vorgehalten“ werden. Zur Lebendigkeit auf dem Lande gehört auch, dass Manches sterben und verfallen können darf – wenn es nicht mehr aus sich heraus lebt.

Schlussendlich: Eine Analyse der Schrumpfung – mindestens für Ostdeutschland – ergibt, dass die Probleme der Kirche sich nur scheinbar in der Organisation, sondern eher im Glauben verdichten: Es handelt sich im Kern um eine missionarische Herausforderung. Wenn Kirche nur so schnell wie die Gesellschaft schrumpfte, wäre der Druck erheblich geringer. Die christlichen Traditionsabbrüche (gerade der letzten Jahrzehnte) stellen auch in den ländlichen Regionen vor die Herausforderung, neue Formen der Einladung zum Glauben zu finden. Die sozialen Fragmentierungen, die die Peripherisierung mit sich bringt, deuten darauf hin, dass es um diakonisch-missionarisches Handeln gehen wird, das sich Bildung ebenso auf die Fahnen schreibt. Möglicherweise stehen wir vor der Renaissance von Klöstern und Kommunitäten in ländlichen Regionen. <<

» ANMERKUNGEN:

- 1) Kai Hansen, Evangelische Kirche in ländlichen Räumen. Ein Rundblick über Geschichte und Gegenwart, Schenefeld 2005
- 2) Welche Faktoren führen zu dem Abschmelzen der Kirchenmitglieder, die gerade in peripheren Regionen Druck auf das System ausüben? Es greifen mehrere ineinander: 1) Die Konzentrationsprozesse in Städten und Ballungsräumen (vornehmlich im Westen), die den entlegenen Gebieten (vor allem im Osten) Menschen und Funktionen entziehen (Peripherisierung). 2) Die allgemein gesunkene Fertilität: Wurden im ländlichen Raum früher mehr Kinder geboren als in der Stadt, so ist dieser Effekt kaum noch feststellbar. 3) Austritte: Gerade im Osten der Republik wird sichtbar, dass es vor allem die Austritte der 1960/70er Jahre sind, die einen Schneeballeffekt verursachen. 4) Traditionsabbruch: Die Weitergabe und Pflege des Glaubens in den Familien hat erheblich abgenommen (vgl. dazu Thomas Schlegel, „Weniger ist Zukunft“. Kirchliches Wachstum in Zeiten des Schrumpfens?, in: Mitmenschen gewinnen. Wegmarken für Mission in der Region, im Auftrag des Zentrums für Mission in der Region hg. v. Hans-Hermann Pompe und Thomas Schlegel, [Kirche im Aufbruch 2], Leipzig 2011, 145-171).
- 3) Vgl. dazu Claudia Neu und Thomas Schlegel, Anders und doch so ähnlich: Kirche und Staat als Akteure im ländlichen Raum, in: kunst und kirche 01/2011, 9-14.
- 4) Vgl. Kersten, Jens u.a., Demografie und Demokratie. Zur Politisierung des Wohlfahrtsstaates, Hamburg 2012.
- 5) Vgl. EKD-Zentrum für Mission in der Region, Region als mehrdimensionaler Gestaltungsraum, Dortmund 2012 (zu beziehen unter www.zmir.de).
- 6) Daseinsvorsorge im peripheren ländlichen Raum – am Beispiel der Gemeinde Galenbeck, hg.v. Kristina Baade u.a., Rostock 2007, 8.